

Lukas 18,1–8: Das Gleichnis vom ungerechten Richter

Predigt am 24. September 2006 in der
Bekennenden Evangelisch-Reformierten Gemeinde in Gießen

Lesung

„Er sagte ihnen aber auch ein Gleichnis dafür, daß man allezeit beten und nicht nachlässig werden solle; ²und er sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der Gott nicht fürchtete und sich vor keinem Menschen scheute. ³Es war aber eine Witwe in jener Stadt; die kam zu ihm und sprach: Schaffe mir Recht gegenüber meinem Widersacher! ⁴Und er wollte lange nicht; danach aber sprach er bei sich selbst: Wenn ich auch Gott nicht fürchte und mich vor keinem Menschen scheue, ⁵so will ich dennoch, weil mir diese Witwe Mühe macht, ihr Recht schaffen, damit sie nicht unaufhörlich kommt und mich plagt.

⁶Und der Herr sprach: Hört, was der ungerechte Richter sagt! ⁷Gott aber, wird er nicht seinen Auserwählten Recht schaffen, die Tag und Nacht zu ihm rufen, wenn er auch lange zuwartet mit ihnen? ⁸Ich sage euch: Er wird ihnen schnell Recht schaffen! Doch wenn der Sohn des Menschen kommt, wird er auch den Glauben finden auf Erden?“ (Lukas 18,1–8)

Einleitung

Nach längerer Pause wollen wir heute in unserer Reihe über die Gleichnisse Jesu fortfahren, und zwar mit einem Abschnitt, der (in der Schlachter-Übersetzung) den Titel „Gleichnis vom ungerechten Richter“ trägt. Wer die Reihe über die Gleichnisse aufmerksam verfolgt hat, dem wird dieser Text in gewisser Weise bekannt vorkommen. Wir hatten vor einigen Monaten ein „Gleichnis vom beharrlichen Bittsteller“ behandelt. Dort ging es um einen Mann, der zu nachtschlafender Zeit unerwartet Besuch erhielt. Da er nichts im Haus hatte, was er dem Gast hätte vorsetzen können, lief er zu seinem Nachbarn und klopfte und rief so lange, bis der Nachbar endlich aufstand und ihm das Gewünschte herausgab, nur um den Störenfried endlich loszuwerden. Die Bedeutung und Lehre des Gleichnisses war, daß wir im Beten nicht nachlässig werden sollen, sondern darauf vertrauen dürfen, daß Gott sich unserer Bitten annimmt und sie zu seiner Zeit und auf seine Weise beantwortet.

In unserem heutigen Text begegnen uns einige Elemente aus jenem Gleichnis wieder. Darum wollte ich ursprünglich diesen Abschnitt überspringen, denn hier wird doch offenbar das gleiche, nur mit anderen Worten erzählt. Aber ist das wirklich so? Wird uns hier wirklich die gleiche Begebenheit, nur mit anderen Worten geschildert? Und noch wichtiger: Wird in diesem Gleichnis vom ungerechten Richter dieselbe geistliche Aussage getroffen wie in dem früheren Gleichnis? Und da lautet die Antwort eindeutig: Nein! Wenn wir uns den Inhalt und auch des textliche Umfeld unseres Abschnitts genau ansehen, bemerken wir, daß Jesus Christus hier nicht das Gebet als solches anspricht. Es geht hier nicht „bloß“ darum, daß wir Gott unsere Anliegen freimütig, beharrlich und mit Zuversicht vortragen dürfen, wie es in Vers 1 anklingt. Es geht um ein ganz besonderes Anliegen. Es geht um eine ganz besondere Erwartung. Um welche, das wollen wir im folgenden sehen. Die Predigt gliedert sich wie immer in drei Abschnitte:

1. Der Hintergrund des Gleichnisses
2. Das Anliegen der Witwe
3. Die Erhörung durch den Richter

Der Hintergrund des Gleichnisses

Ich habe bereits auf den umliegenden Text hingewiesen, der für das Verständnis des Gleichnisses sehr wichtig ist. Am Ende des Kapitels 17, ab Vers 22, spricht der Herr von seiner Wiederkunft, und auch in unserem Text, in den Versen 6–8, ist das das Thema. Wenn es also in den Versen unmittelbar vor und nach dem Gleichnis um die Wiederkunft Christi geht, dürfen wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß diese auch im Gleichnis selbst eine wichtige Rolle spielt. Und so ist es auch. Der irdische Dienst Jesu neigte sich dem Ende zu, Jerusalem und das Kreuz rückten näher. Nunmehr richtete sich die Aufmerksamkeit immer stärker auf Christus als den Überwinder, als verherrlichtes Haupt seiner Gemeinde und zukünftigen Richter. Und unser heutiges Gleichnis steht genau vor diesem Hintergrund.

Betrachten wir nun die Personen, die hier aufgeführt werden. Wir haben zunächst einen Richter, der sich weder vor Gott noch vor Menschen fürchtete (Vers 2). Die gerechtfertigten Anliegen der Menschen interessierten ihn nicht, wie man am Beispiel der Witwe sieht. Er thronte selbstherrlich in seinem Gerichtssaal und entschied nach Gutdünken. Er sprach nicht Recht, sondern entschied selbst, was als Recht und Unrecht zu gelten habe. Und damit stellte er sich nicht nur über die Menschen, sondern vielmehr noch über Gott selbst. Was meine ich damit? Damit meine ich, daß dieser Richter zusammen mit dem Recht auch Gott verwarf. Zugegeben, *Menschensatzungen* sind Schall und Rauch, die ändern sich schneller, als man gucken kann. Wer die Berge von Gesetzen sieht, die Jahr für Jahr verabschiedet werden, die sich gegenseitig ergänzen, aufheben oder auch widersprechen, der kann hier wahrlich nicht von einem bleibenden Recht reden. Nicht umsonst sprechen einige in diesem Zusammen-

hang abwertend von „Papierrecht“, in Anlehnung an das Papiergeld, das auch nach Belieben vermehrt werden kann, ohne daß es dadurch an Wert gewinnt. Aber mit Gottes Recht ist das anders! Das Recht, das der Herr ein für allemal gesetzt hat, läßt sich nicht vermehren oder vermindern, umdeuten oder gar abschaffen. Gottes Recht ist ewig. Es ist unveränderlich. Und es ist übersichtlich. Es umfaßt auch nicht Tausende Gesetzbücher, Paragraphen, Absätze und Buchstaben, sondern im Grund nur das Gebot: „Liebe mich, und liebe deinen Nächsten“. Dies ist das Recht, das Gott festgesetzt hat. Er ist die Quelle dieses Rechts. Dieses Recht entspricht seinem Wesen. Und an diesem Recht müssen sich alle anderen Gesetze und alle Gesetzeshüter messen. Wer aber Gott verwirft, der verwirft auch das Recht, und zwar nicht bloß eine Sammlung von menschlichen Gesetzen, sondern das Recht als solches. Und genau das tat der Richter in unserem Gleichnis.

Solch einem Richter sah sich eine Witwe gegenüber. Wer ist diese Witwe? Diese Witwe steht bildlich für die Kirche, die Gemeinde. Sie hat ein drängendes Anliegen, sie trägt das Anliegen wieder und wieder vor, und ihr wird letztendlich Recht verschafft, genau wie der Herr dies später in Vers 6 von seiner Gemeinde, seinen Auserwählten, sagt.

Das Bild der Witwe ist in diesem Zusammenhang nicht zufällig. Wir kennen andere Gleichnisse, in denen die Kirche zuweilen mit einer Frau gleichgesetzt wurde. Aber indem in unserem Text noch konkreter auf das Bild einer Witwe zurückgegriffen wird, werden einige zusätzliche Elemente eingeführt, die für das Verständnis des Gleichnisses wesentlich sind.

Eine Witwe ist zunächst einmal deshalb eine Witwe, weil ihr Ehemann gestorben ist. Sie steht hier in der Welt allein da. Wir reden nicht von Kindern oder anderen Verwandten oder Bekannten, die kommen zumindest hier im Gleichnis nicht vor. Der abwesende Ehemann ist der Punkt, auf den es ankommt. In diesem Punkt gleicht die Witwe in der Tat der Gemeinde Jesu Christi in der Welt. Nun könnte jemand sofort einwenden, daß der Ehemann bzw. Bräutigam der Gemeinde, also Jesus Christus, ja keineswegs tot ist, sondern sehr lebendig im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt. Mehr noch, er hat uns seinen Heiligen Geist gesandt und uns sogar versprochen, daß er bei uns bleiben wird „alle Tage bis ans Ende der Weltzeit“ (Matthäus 28,20). Wie kann man da die Gemeinde mit einer Witwe vergleichen? Ganz einfach deshalb, weil die Gegenwart Christi durch seinen Geist eben nicht sichtbar ist. Wir können diese Tatsache nur im Glauben erfassen. Beschränken wir uns aber auf unsere natürlichen Sinne – und die natürliche, alltägliche Wahrnehmung ist immer der Ausgangspunkt eines Gleichnisses! –, so sehen wir Christus nicht und finden seine Gemeinde in der Welt allein, wie eine Witwe. Ihr Ernährer und Beschützer ist offenbar nicht (mehr) bei ihr. Sie hat in der Welt keinen Fürsprecher, keine Macht, keinen Einfluß, kein großes Vermögen ... Kurzum: Die Witwe im Gleichnis steht stellvertretend für die Gemeinde Jesu Christi hier in der Welt.

Neben den unvoreilhaften Eigenschaften, die das Witwendasein als solches schon mit sich brachte, kam nun aber noch etwas anderes dazu: Diese Witwe hatte einen Widersacher (Vers 3)! Jemanden, der sie bedrängte, verfolgte, vielleicht bedrohte, der in jedem Fall ihr gegenüber Unrecht verübte. Uns wird nicht gesagt, worin der Konflikt bestand, welchen Anlaß es gab, was diesen Widersacher auf den Plan gerufen hatte. Ich glaube, dieses Schweigen ist vielsagend. Indem kein konkreter Anlaß genannt wird, drängt sich der Eindruck auf, als sei die bloße Existenz der Witwe Anlaß genug gewesen, sie zu bedrängen.

Wer war dieser Widersacher? Wer ist der Widersacher der Gemeinde? Zunächst müssen wir davon ausgehen, daß er in der gleichen Stadt ansässig war wie der Richter und die Witwe (vgl. Vers 3). Es war jemand, mit dem sie tagtäglich zu tun hatte. Er lebte nicht in einem fernen Land und tauchte dann und wann auf, um Ärger zu machen. Nein, er bedrängte sie ständig. Ständig versuchte er ihr zu schaden, ihr Eigentum zu rauben, ihr Ansehen zu beschädigen, sie vor allen Leuten unmöglich zu machen. Nicht ohne Grund lief die Witwe so oft zum Richter, um zu klagen. Ihr Widersacher war eine tägliche, unmittelbare Bedrohung.

Genauso verhält es sich auch mit dem Widersacher der Kirche. Man könnte es sich leicht machen und sich einreden, die Feinde seien doch weit weg, in irgendwelchen fernen heidnischen Ländern ansässig, und man bekäme sie nur manchmal in den Abendnachrichten zu Gesicht. Es geht aber in unserem Gleichnis vordergründig um die *unmittelbaren* Gefahren, der die Gemeinde in der Welt ausgesetzt ist. Denken wir an Geisteshaltungen und Ideologien, die in die Gesellschaft einbrechen. Denken wir an Verweltlichung im Gemeindeleben, an die Verwässerung des Wortes Gottes auf den Kanzeln, an den Triumph der Bibelkritik in den christlichen Seminaren. Denken wir aber auch an uns selbst, an unsere eigenen sündigen Neigungen, die uns von Christus abziehen. Alles das vollzieht sich vor unseren Augen und in unserer Mitte. Und alles das bedroht unsere Existenz als Kirche.

Wir können den Widersacher im Gleichnis also als die sündige Welt identifizieren, die, angestachelt vom Satan, alles daran setzt, die Gemeinde ins Verderben zu stürzen. Und dies geschieht am leichtesten, indem sie die Gemeinde von ihrer Lebensquelle Christus abschneidet. Ohne Christus ist die Gemeinde tot. Das ist eine Tatsache. Unser neues Leben besteht ja gerade darin, daß wir durch Glauben in Christus „eingefügt“ sind. Und dieser Glaube, der uns fest mit Christus verbindet, kommt – man kann es nicht oft genug wiederholen – aus dem Wort Gottes. Gelänge es der Welt, die Gemeinde dem Wort Gottes zu entfremden, durch das der Heilige Geist unseren Glauben wirkt und erhält, wäre die Gemeinschaft mit Christus zerbrochen und wir wären von unserer Lebensquelle abgeschnitten.

Das ist die Gefahr, der wir uns gegenübersehen, solange wir in dieser Welt sind. Es würde auch nichts nützen, auf eine einsame Insel oder in ein abgelegenes Kloster zu ziehen und zu meinen, dort sei man vom Widersacher und seinem Wirken sicher. Denn wie gesagt, der Widersacher wirkt auch in uns selbst. Unsere eigene alte, menschliche Natur kämpft ge-

nauso gegen das Reich Gottes an, in das wir durch Christus eingetreten sind. Und gegen all diese Widersacher hätten wir, wenn wir auf uns selbst gestellt wären, keine Chance. Nicht umsonst klagt der Apostel Paulus in Römer 7 über diese Tatsache.

Das Anliegen der Witwe

Die Witwe im Gleichnis sieht sich also diesem Widersacher gegenüber, der ihre Existenz bedroht. Sie erkennt, daß sie selbst nichts gegen ihn ausrichten kann. Aber sie weiß auch, daß es eine Instanz gibt, die ihr Recht verschaffen kann: den Richter. Der Widersacher steht nicht über dem Gesetz, er ist wie jeder andere dem Gesetz unterworfen, und ein ordentliches Gericht wird dies erkennen und der Witwe in ihrer Not helfen. Das ist ihre Hoffnung. Das ist ihre einzige Hoffnung. Das ist sogar mehr als eine Hoffnung: das ist ihre Gewißheit. Sie ist sich sicher, daß der Richter ihr zu ihrem Recht verhelfen wird. Sie verlangt nichts Unrechtes, sie fordert keine Rache, sie möchte nur, daß das gültige Recht durchgesetzt und der Gerechtigkeit genüge getan wird.

Und von wem erwartet die Gemeinde ihr Recht? An wen wendet sie sich in ihrer Not? Das ist die Kernfrage, die in diesem Gleichnis beantwortet wird. Die Gemeinde wendet sich an ihren Gott, und zwar mittels des Gebets. So wie der Richter die einzige Hoffnung der Witwe war, so ist Gott die einzige Hoffnung der Gemeinde. Von niemand anderem hat sie irgend etwas zu erwarten. Nicht vom Staat, nicht von der Gesellschaft, nicht von der Natur und erst recht nicht von sich selbst. Wenn jemand für Recht und Gerechtigkeit sorgt, dann kann das nur Gott sein, denn er ist, wie wir am Anfang festgestellt haben, die Quelle des Rechts, er ist die Gerechtigkeit in Person. Auf ihn müssen wir uns verlassen. Wenn auch alles andere zerbricht und verfällt, Familie, Freundeskreis, Ansehen, Gesundheit, Wohlstand usw. – Gott bleibt. Und er zeigt sich nicht als kalter Technokrat, der nach Aktenlage entscheidet, sondern ausdrücklich als unser Gott, unser Retter, unser Fels, auf den wir bauen können. Seine Verheißungen bleiben gültig. Er wird für Gerechtigkeit sorgen. Denn er ist kein launischer Tyrann, der heute das eine sagt und morgen das andere tut. Nein, er ist der ICH BIN, DER ICH BIN, er ist der Unveränderliche, der Treue, der Wahrhaftige.

Die Frage ist nun: Welche Anliegen bringen wir vor diesen Gott? Was erwarten wir von ihm? Was wollen wir eigentlich? Das Anliegen der Gemeinde läßt sich in der einen Bitte zusammenfassen, die ganz am Ende der Bibel, in Offenbarung 22,20, steht: „Komm, Herr Jesus!“ Das ist die Bitte, die durch dieses Gleichnis von neuem in unser Bewußtsein gerückt werden soll. Wir erwarten für die Gemeinde keine Gerechtigkeit in *dieser* Welt. Vielmehr erwarten wir mit den Worten des Apostels in 2. Petrus 3,13 „*neue* Himmel und eine *neue* Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt“. Und diese neue Schöpfung, in der Gerechtigkeit wohnt, in der uns keine Widersacher mehr bedrängen, ist mit der Wiederkunft Jesu Christi und seinem Gericht verknüpft. Solange Christus nicht zum Gericht erscheint, ist seine Gemeinde wie eine

Witwe in der Welt, die um Gerechtigkeit *bittet*. Erst mit seiner Ankunft wird ihr diese Gerechtigkeit auch *zuteil*. Darum kann das zentrale Anliegen der Gemeinde nur das Gebet um die Wiederkunft des Herrn Jesus Christus sein. Und erst davon ausgehend erhalten alle anderen Bitten eine Berechtigung, wie die für die Bewahrung der Gemeinde, für Frieden in der Gemeinde, für Wachstum der Gemeinde, für eine wirksame Verkündigung des Evangeliums, und auch für persönliche Dinge wie Gesundheit oder die Überwindung von Anfechtungen oder Schwierigkeiten.

Nun stellt sich die Frage, welchen Grund wir denn für unser Gebet haben. Warum können und dürfen wir mit unserem Anliegen vor Gott treten? Es gibt nur einen Grund: Unser Anliegen ist das Anliegen Christi. Wir bitten nicht um unsert-, sondern um seinetwillen. Denn erst wenn die Gemeinde vollkommen erlöst ist, erst dann wird das Erlösungswerk Christi, das er am Kreuz vollbracht hat, vollständig triumphieren und den vollständigen Sieg davontragen. Erst dann wird der allmächtige Gott sein Ziel mit dieser Welt erreicht haben, an deren Anfang und Ende Christus steht. Erst dann wird seine Ehre und Herrlichkeit vollkommen offenbar sein. Erst dann werden wir ihn in Vollkommenheit loben und anbeten können, ohne daß uns irgend etwas von ihm abzieht. Wir müssen immer den Zusammenhang sehen, in dem wir als Gemeinde stehen. Wir existieren nicht um unser selbst willen. Gott kommt auch sehr gut ohne uns klar. Aber dennoch *will* er mit uns Gemeinschaft haben, er *will* uns seine Herrlichkeit offenbaren, er *will* von uns angebetet werden, weil er uns aus unserem selbstverschuldeten Elend aus reiner Gnade herausgerissen und in seine Gegenwart gebracht hat. Und in diesem souveränen Willen Gottes, den er in seinen Verheißungen bekanntgemacht, den er im Heilswerk Christi ausgeführt hat und den er in der neuen Schöpfung vollenden wird, liegt der Grund für unser Gebet.

Die Erhörung durch den Richter

Ich gebe es zu, das alles klingt sehr weit weg. Wann denken wir schon an diese großen Dinge, wenn uns die Alltagsorgen gefangen halten? Ist es nicht so, daß wir viel eher unsere unmittelbare Situation vor Augen haben, daß uns mehr daran gelegen ist, uns hier und jetzt irgendwie durchzuwursteln, gern auch mit Gottes Hilfe? Natürlich ist das so. Gerade dann, wenn es uns, menschlich gesprochen, gut geht, sind uns Gedanken an das Ende der Welt sehr fern, aber nicht nur dann. Wir sind so sehr mit dieser vergänglichen Welt verbandelt, wir suchen einen erträglichen Platz in dieser Welt, zu den Bedingungen, die die Welt stellt – da scheint ein Gebet um die Wiederkunft des Herrn und damit um das *Ende* der Welt sehr befremdlich, ja geradezu absurd. Dann lautet die Bitte insgeheim vielleicht sogar: „Nein, Herr Jesus, komm noch nicht! Alles soll so bleiben wie es ist!“ Fühlen wir uns nicht eigentlich wohl hier in der Welt?

Aber das wäre so, als hätte die Witwe im Gleichnis nicht beharrlich beim Richter vorgeprochen, sondern hätte zum Beispiel wieder geheiratet, vielleicht sogar einen ihrer Widersacher. Wir sehen sofort, was das bedeutet hätte: Die Witwe wäre keine Witwe mehr, sondern eine normale Frau wie jede andere. Ihr neuer Mann sorgt für sie. Genauso würde es mit der Gemeinde ergehen. Wenn wir in der Welt so tiefe Wurzeln schlagen, daß wir faktisch mit der Welt verheiratet sind, dann bleibt unsere Beziehung zu Christus auf der Strecke. Und das wäre, wie vorhin gesehen, ausgesprochen fatal.

Darum ist es wichtig, daß wir auf dieses Gleichnis, aber auch auf viele andere Stellen der Schrift hören, in denen wir zum ausdauernden Gebet ermutigt werden. Denn das ist der Zweck dieses Gleichnisses, der schon in Vers 1 angekündigt wird.

Wichtig ist diese Ermunterung zum Gebet aber auch, weil die Antwort sehr oft ausbleiben scheint. Das ist überhaupt das grundlegende Problem des Gebets, nicht wahr? Wenn ich wieder und wieder für etwas bete – und durchaus nicht für kleinkarierte persönliche Angelegenheiten, sondern für Dinge, die im Einklang mit Gottes Verheißungen stehen –, aber die Antwort scheint ausbleiben, dann kann das eine große Krise hervorrufen. Wo liegt der Fehler? Vielleicht bei mir? Vielleicht bei Gott? Aber nicht unsere Gebete sind falsch, auch sind nicht Gottes Ohren verstopft, sondern unsere Erwartungshaltung ist verkehrt. Unser Glaube an Gottes Wahrhaftigkeit und Treue ist erschüttert. Unsere Haltung ist dann: Er hört uns nicht, also was nützt es zu glauben! Darum stellt der Herr in Vers 8 die Frage: „Doch wenn der Sohn des Menschen kommt, wird er auch den Glauben finden auf Erden?“ Die vorweggenommene Antwort lautet: Nein, denn viele werden aufgegeben haben, viele werden aufgehört haben, Gott zu vertrauen, viele werden es für das Beste gehalten haben, sich mit der Welt zu arrangieren.

Seid beharrlich im Gebet! Die Witwe hatte nicht aufgegeben, zum Richter zu gehen, um ihr Recht einzuklagen. Und was geschah? Er gab schließlich nach. Er nahm sich ihrer Sache an und verhalf ihr zu ihrem Recht. Und das wohlgerne nicht aus edlen Absichten, sondern weil er sich belästigt fühlte: Die Witwe hatte ihm „Mühe gemacht“ und ihn unaufhörlich „geplagt“ (Vers 5). Und was ist die Schlußfolgerung für uns? Wenn schon dieser Richter, der ungerecht ist, der im Grund gar kein Interesse daran hat, für Gerechtigkeit zu sorgen, sich der Sache der Witwe annimmt, wieviel mehr wird nicht Gott, der Inbegriff der Gerechtigkeit, seinem Volk Recht schaffen? Wieviel mehr wird er nicht ihre Sache, die ja, wie vorhin gesehen, in Wirklichkeit *seine* Sache ist, befördern? Vers 6 spricht von den „Auserwählten“, von all denen also, denen Gott von Anfang an geschworen hat: „Ich werde euer Gott sein, und ihr werdet mein Volk sein“ (vgl. 3. Mose 26,12 u. v. a.). Diese Auserwählten hat er seinem Sohn gegeben, damit er sie durch sein Blut heilige und in die Gemeinschaft Gottes stelle (vgl. Johannes 17). Ist Christus etwa umsonst gestorben? Kann von dem, was auf Golgatha geschehen ist, etwa auch nur eine winzige Kleinigkeit ungültig gemacht werden? Nein, das ist un-

denkbar. Gott wird sein Erlösungswerk, in dessen Mittelpunkt das Kreuz steht, nicht unvollendet lassen. Darauf ist Verlaß. Er wird „seinen Auserwählten Recht schaffen, die Tag und Nacht zu ihm rufen, wenn er auch lange zuwartet mit ihnen“ (Vers 7). Er wartet, so scheint es wenigstens. Aber er zögert nicht. Nicht einen Augenblick. Im Gegenteil: „Ich sage euch: Er wird ihnen *schnell* Recht schaffen!“ (Vers 8).

Seien wir in unseren Gebeten bitte nicht zu selbstbezogen! Auch nicht in unserem Gebet um die Wiederkunft unseres Herrn. Denn dann würde sich sehr schnell Enttäuschung breit machen, Zweifel und Kleinglaube. Denken wir ganzheitlich! Wenn wir uns nicht nur als individuelles Kind Gottes begreifen, sondern als Teil des *ganzen* Leibes Christi, sehen wir auch das Gebet in einer neuen Perspektive. Nicht wir stehen im Mittelpunkt, sondern Christus als das Haupt der ganzen Gemeinde. In diesem Sinne ermahnt uns das Wort Gottes hier und heute, allezeit zu beten und nicht nachlässig zu werden. Vertrauen wir auf Gott! Er wird seine Verheißung erfüllen. Er wird uns Recht verschaffen und sich selbst dadurch über alle Maßen verherrlichen. Und wenn wir mal wieder in Zweifel geraten sollten, dann soll uns das Beispiel der Witwe vor Augen stehen, und auch das, was der Apostel Petrus schreibt:

„Dieses eine aber sollt ihr nicht übersehen, Geliebte, daß ein Tag bei dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag! Der Herr zögert nicht die Verheißung hinaus, wie etliche es für ein Hinauszögern halten, sondern er ist langmütig gegen uns, weil er nicht will, daß jemand [von uns] verlorengelasse, sondern daß jedermann [von uns] Raum zur Buße habe“ (2. Petrus 3,8–9).